

Vom „Angebotsdschungel“ zu tragfähigen Sorgestrukturen Statement aus Sicht einer Kommune

Martin Polenz, Fachstelle Zukunft Alter, Stadt Arnsberg

Schön guten Morgen!

Lieber Herr Müntefering,

ich freue mich sehr über die Einladung, dass ich Ihnen heute einige Erfahrungen aus der Stadt Arnsberg vortragen darf. Wir sind eine Stadt im Sauerland mit etwa 73.000 Einwohnerinnen und Einwohnern und beschäftigen uns schon seit vielen Jahren mit der Frage: Wie werden wir gemeinsam älter? Wie entwickeln wir gemeinsam eine Stadt des langen Lebens? Denn wir haben gerade gehört, die Gesellschaft des langen Lebens findet in den Orten, in den Gemeinden statt. Niemand lebt auf Kreisebene oder auf Landesebene, sondern die Menschen leben wirklich in ihren Stadtteilen und ihrem Viertel. Für die Kommunen zeichnet sich heute noch deutlicher als schon in den letzten Jahren ab, dass sie die Rahmenbedingungen, die Lebensumgebung gestalten müssen, die als Folge einer immer älter werdenden oder zu großen Teilen älter werdenden Gesellschaft entstehen.

Pflege und Sorge sind hier ein wichtiges Thema, nicht das einzige. Wir haben die Vielfalt des Alters hinlänglich zur Kenntnis genommen, uns damit beschäftigt, dass wir differenzierte Angebote brauchen, und wir versuchen auch, ganz konkret in Arnsberg die Dinge zusammenzuführen. Wir möchten nicht auf der einen Seite über medizinische Versorgung, Pflege, Betreuung im stationären oder ambulanten Bereich sprechen und auf der anderen Seite über Themen wie Teilhabe, Freizeitgestaltung, Aktivität und Sport, bürgerschaftliches Engagement. Wir versuchen, das vor Ort zusammenzubringen, um es auch besser erreichbar zu machen: einerseits die Möglichkeiten, sich selbst einzubringen, die eigenen Ziele zu verfolgen, andererseits die Zeitdauer zu verkürzen, in der ich Hilfe von außen annehme. Denn das ist etwas, was mit dem Beratungsangebot zusammenhängt, aber auch mit den persönlichen, vielleicht kulturellen Wünschen, mit Haltung und Normerwartungen. Wann kann ich Hilfe annehmen? Wann darf ich sagen, bei mir ist es jetzt so weit, ich brauche Unterstützung, um meine Ziele weiterhin verfolgen zu können? Und hier stellen wir fest, wir brauchen so etwas wie offene Türen an möglichst vielen Stellen der Stadt, offen für Menschen, die mitwirken wollen, die sich einbringen möchten und die nicht die Erwartungshaltung haben, ich bin da eigentlich überflüssig. Den Verein gibt es seit

30 Jahren, die Mitglieder haben sich irgendwie gefunden und brauchen keine neuen Gesichter. Wichtig sind neue Initiativen, neue Projektgruppen, neue Angebote, die deutlich machen, hier ist jeder willkommen, der sich beteiligen möchte, ohne die alten und bewährten Angebote zu vernachlässigen.

Und auch offene Türen in den Köpfen sind notwendig, die deutlich machen, auf der einen Seite bin ich jemand, der geben kann, der sich einbringen möchte, und an anderen Stellen brauche ich vielleicht selbst Hilfe. Die Aufgabe der Kommune ist es seit vielen Jahren, das Thema auf die Agenda zu setzen. Das ist etwas, was Kommune vor Ort leisten kann.

Als Fachstelle der Kommune versuchen wir, den Dialog mit den unterschiedlichsten Akteuren erfolgreich zu gestalten und zu produktiven Ergebnissen zu kommen, ohne viele Reibungsverluste durch unterschiedlichen Sprachgebrauch, unterschiedliche Begrifflichkeiten und unterschiedliche Verständnisse, die hinter diesen Begriffen dann oft stehen. Das Agenda-Setting ist etwas, was Kommunen leisten können, die Langfristigkeit sicherzustellen oder es zu versuchen.

Arnsberg ist eine Stadt mit 15 Stadtteilen. Diese 73.000 Einwohnerinnen und Einwohner verteilen sich auf einer großen Fläche, aber es sind 15 gewachsene Ortschaften mit allem, was dort an sozialen Netzwerken über Jahrzehnte entstanden ist, es ist dort alles vorhanden. Das kann man sehr gut einbinden, darauf kann man zurückgreifen, wenn man die Menschen kennt, die ansprechbar und Repräsentanten dieser Netzwerke sind.

Mit diesem Blick auf die vorhandenen Ressourcen der Stadt sage ich, es ist notwendig, diese Ressourcen zur Entfaltung zu bringen, eine tragfähige Gemeinschaft zu entwickeln, die Menschen, zu befähigen, dass sie aufeinander achtgeben - ein Stück weit -, wenn das notwendig ist. Das passiert einerseits, indem wir mit den Versorgern, mit den Dienstleistern im Austausch sind, hier könnten wir als Kommune noch intensiver wirken, wenn wir einen stärkeren Auftrag hätten und wenn wir dort auch personell oder mit stärkeren Ressourcen ausgestattet wären. Uns fehlen momentan persönlich auch die Instrumente dafür, das auf der lokalen Ebene tatsächlich zu verhandeln, die Verantwortlichkeiten liegen häufig auf der Kreisebene oder bei der Bezirksregierung.

Ich würde aber auch die Frage stellen, an welche Kommune denken wir da jetzt? Nicht jede Kommune hat 100.000, 200.000, 300.000 Einwohner, und wenn die Kommune die Aufgabe bekommt, kümmere dich, gestalte, Sorge, wer macht das dann und mit welchen Potenzialen, mit welchen Ressourcen ausgestattet, macht die Kommune das dann vor Ort? Wenn wir eine Kommune haben mit 20.000 Einwohnern, mit 5.000 Einwohnern, Verbundgemeinden, da stelle ich mir auch die Frage, wie gehen wir damit um? Die Perspektive ist, glaube ich, genau richtig, dort anzusetzen, wo die Menschen leben, wo man sich kennt und wo man auch eine räumliche Vorstellung davon hat, warum es gerade geht.

Die Frage lautet aber auch, wie können wir gewährleisten, dass Kommunen diesen Auftrag erfüllen können? Ich glaube, aus unserer Erfahrung Mut machen zu können, zu sagen, wenn man sich gemeinsam auf den Weg macht und diese Türen öffnet, auch über alle Kanäle deutlich macht, Besucher, Mitwirkende, Gäste, Interessierte sind erwünscht und willkommen, dann gibt es unglaublich viele, die tatsächlich eintreten und mitwirken wollen, viele, von denen man gar nicht wusste, dass sie Interesse am Thema haben. Ich nenne häufig das Beispiel der Hundeschule, die dann sagt: „Ja, das Thema Demenz ist für uns etwas, wir wollen gern Therapiehunde ausbilden, wir haben schon drei, vier, fünf Interessierte, die Hundebesitzer sind und die gern mitwirken, ihre Hunde ausbilden und sich dann einbringen würden bei Menschen mit Demenz.“ Daran hätten wir niemals gedacht. Wir hätten den Kreis der üblichen „Verdächtigen“ adressiert und gesagt, dass wir das mit den Hausärzten machen und mit den Neurologen oder dem stationären Pflegeheim etc. Aber diese Öffnung in die Zivilgesellschaft, in die Bürgergesellschaft vor Ort, das war eigentlich der Schlüssel in unserer Initiative, allein zum Thema Demenz. Und diese Erfahrungen sind übertragbar meiner Meinung nach deshalb, weil wir zu häufig von vornherein Einschränkungen machen und sagen: „Um wen geht es denn uns hier jetzt?“ Eigentlich geht es uns um die Ziele, die wir erreichen wollen, und es gibt überraschend viele Menschen vor Ort, die dieselben Ziele teilen. Sie anzusprechen, einzuladen, mitzuwirken, ist, glaube ich, der Schlüssel, den ich Ihnen heute noch einmal zeigen möchte.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.